John M. MacKenzie
Museen in Europa

Die Geschichte der Museen in Europa ist eng mit dem Bestreben verbunden, die noch in weiten Teilen unentdeckte Welt zu erfassen. Schon in der Zeit der Wunderkammern bauten Sammlungen auf den ebenso wunderbaren wie wundersamen Schätzen der Kontinente und Meere auf. Da sich der Aufbau dieser Sammlungen im Zeitalter der großen Entdeckungsreisen vollzog, überrascht es nicht, dass sich zahlreiche Kuriositäten aus der „Neuen Welt“ – Nord- und Südamerika, Afrika und Asien – in ihren Beständen befinden. Seefahrer brachten diese Schätze aus der Ferne mit, immer wissend, dass sie in ihren Heimathäfen reißenden Absatz finden würden. In der Tat dauerte es nicht lange, bis adlige und forschende Sammler Kapitäne und andere Reisende damit beauftragten, die verschiedensten Dinge, aber auch gezielt bestimmte Objekte aus Übersee mitzubringen. Im späten 17. Jahrhundert war es dann sogar üblich, dass Reisen, die der Entdeckung der Welt und der Sicherung von Handelsinteressen dienten, zugleich auch Sammelreisen waren. Während die zurückgebrachten Kuriositäten zunächst lediglich Bewunderung, Erheiterung und Verwunderung hervorrufen sollten, wurden sie bald nach Kategorien – wie naturhistorische und ethnographische Materialien – geordnet. Von der Entwicklung von systematischen Kategorien kann jedoch erst im 18. Jahrhundert die Rede sein.

Als die Wunderkammern schließlich einer neuen Ordnung unterworfen wurden, nahm auch das Reisen eine neue Form an. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts sollte es in Form von Forschungsreisen die wissenschaftliche Erkundung der Welt vorantreiben. Von Regierungen und Forschungsgesellschaften finanziert, sollten diese zu neuen Erkenntnissen in der Astronomie führen, aber auch Pflanzen, Gesteinsproben, exotische Tiere (sowohl lebende als auch tote), deren Produkte – wie Häute, Pelze, Elfenbein und Horn –, ethnographisches Material und zuweilen sogar „exotische Menschen“ sammeln und zurückbringen. Fast alle europäischen Länder ließen derartige Forschungsreisen durchführen, insbesondere aber Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, die größeren deutschen und italienischen Staaten sowie Spanien und Portugal. Im Fall der letzten beiden Königreiche standen Forschung und Sammeln unter königlicher Obhut. Andernorts fand dieses eher mit der ideellen und finanziellen Unterstützung von Handelsunternehmen wie der Englischen oder Niederländischen Ostindien-Kompanie, Universitäten, wissenschaftlichen Gesellschaften und einzelnen Forschern und Sammlern statt. Die wissenschaftlichen Ziele waren hierbei oft von kommerziellen und politischen Interessen überdeckt, galt es doch in dem sich entfaltenden Wettbewerb der Kolonialmächte Getreidevorkommen, Vieh und Bodenschätze zu lokalisieren und auszubeuten, um die eigenen wirtschaftlichen Vorteile zu sichern. Von entscheidendem Einfluss waren zudem die Ideen der Aufklärung, wie sie sich in dem Interesse an Geographie, Umwelt und anderen Völkern sowie dem Drang, die Welt systematisch zu erfassen, niederschlugen. Die Entstehung des modernen Museums ist mit diesen Entwicklungen eng verbunden.

Botanische Gärten waren früher sicher eine Form von Museum, ähnlich wie die katalogisierten Sammlungen sorgsam getrockneter Pflanzen in Herbarien. In manchen Ländern, wie zum Beispiel Frankreich, wurden sie später in Naturhistorische Museen integriert und mit Menagerien und Zoologischen Gärten in Verbindung gebracht. Dass das Studium der Botanik vielfache Wurzeln hatte, zeigt sich daran, dass der Botanische Garten in Florenz (1545) von Herzog Cosimo I de' Medici gegründet wurde, während er in Bologna (1568) immer zur Universität gehörte. Angemerkt sei, dass Universitätsgärten – ob in Leiden (1587), Hei-

delberg (1593), Amsterdam (1638), Uppsala (1655) oder Edinburgh (1670) – fast immer als medizinische Lehgärten – *hortus medicus* – angelegt wurden. Der Jardin des Plantes in Paris, später Teil des Musée National d'Histoire Naturelle, wurde im Jahre 1626 gegründet, erlangte aber erst 1759, als der Naturforscher Comte de Buffon zum Direktor ernannt wurde, große Bedeutung. Ähnlich verhielt es sich mit dem Botaniska Trädgård der Universität Uppsala, der bereits 1655 gegründet wurde, aber erst im 18. Jahrhundert unter der Leitung des Naturwissenschaftlers Carl von Linné zu einer wichtigen Forschungseinrichtung wurde. Linné galt als Begründer der binominalen Nomenklatur, mit der er die Grundlagen der modernen biologischen Systematik schuf, als einer der führenden Wissenschaftler seiner Zeit. Kew Garden nahe London wiederum, der wohl wichtigste Botanische Garten des 19. Jahrhunderts, wurde überhaupt erst 1757 – lange nach den Universitätsgärten in Oxford (1621) und Edinburgh (1670) – gegründet. Ähnlich verhält es sich mit dem Jardin Botánico de Madrid, der im Jahre 1755 als königlicher Garten gegründet wurde, aber nach einer Zeit der Vernachlässigung erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wiederbelebt wurde. Der Botanische Garten in München (1808) wurde kurz nach der Entstehung des Königreichs Bayern gegründet, diejenigen in Rom (1883) und Berlin (1897) jeweils kurz nach der nationalen Einigung des Landes. Im 19. Jahrhundert hatte dann fast jede bedeutende Stadt einen Botanischen Garten, hierunter auch Glasgow (1817), wo sich Vater William und Sohn Joseph Hooker als Botaniker einen Namen machten. Die Gärten dienten der medizinischen und naturwissenschaftlichen Forschung, zugleich aber auch der Öffentlichkeit, der dort Wissen vermittelt werden sollte und die sich dort vergnügen konnte. Gerade nachdem den Arbeitern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr Rechte eingeräumt worden waren, wurden öffentliche Gärten immer mehr zu Oasen der Erholung. In jedem Fall aber waren sie Orte, an denen Pflanzen aus aller Welt angepflanzt und wissenschaftlich untersucht wurden. Nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Gewächshäuser, die als eines der architektonischen Merkmale des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden können.

Zahlreiche Botaniker, die auf der Suche nach Pflanzen die Welt bereisten, setzten sich auch für die Gründung von Botanischen Gärten in den Kolonien ein. Viele dieser Gärten entwickelten sich später zu bedeutenden Museen. Diese frühen Wissenschaftler interessierten sich jedoch nicht nur für Pflanzen, sondern auch für Tiere. Viele von ihnen waren Universalgelehrte, die über Pflanzen und Tiere hinaus auch ethnographische Materialien wie Skulpturen, Textilien und Waffen zusammentrugen. Dieses breit angelegte Interesse spiegelte den Geist der Aufklärung wider, deren Gelehrte als erste versucht hatten, eine allgemein gültige Evolutionstheorie aufzustellen. Die einflussreichste von ihnen war eine in wirtschaftliche Stadien unterteilte Theorie, wonach die menschliche Entwicklung sich vom Jäger und Sammler über den Viehhirten und den Landwirt zum städtischen Händler und Handwerker vollzog. Das Sammeln und die Organisation von ethnographischen Materialien folgte dieser Theorie, wobei die europäischen Handels- und Forschungsreisen nicht nur dazu dienten, die Welt zu entdecken und zu erfassen, sondern auch dazu, die verschiedenen Entwicklungsstufen und den anderswo unerreicht hohen Entwicklungsstand der Europäer zu bestätigen.

Die Geschichte der Museen in Europa ist sowohl mit den Ideen der Aufklärung als auch der Vorstellung, dass man verschiedene Wissenszweige – wie zum Beispiel prähistorische und klassische Archäologie, Kunstgeschichte, Ethnographie, Geologie, Paläontologie und Zoologie – in einer Institution vereinen kann, verbunden. Das erste Museum dieser Art, das in England der Öffentlichkeit seine Türen öffnete, war das im Jahre 1683 gegründete Ashmolean Museum in Oxford. Schon bald wurden weitere Universitätsmuseen, deren Hauptziel es war, Forschung und Lehre zu unterstützen, auch in anderen Städten Europas errichtet. Die Idee, große staatliche Museen zu gründen, verbreitete sich hingegen erst zu einem späteren Zeitpunkt. Im Fall des British Museum in London, das 1759 eröffnete wurde, ging der

Gedanke auf das Vermächtnis von Sir Hans Sloane, zugleich Arzt, Naturforscher, Reisender und Sammler, zurück. In den 1820er Jahren wurde dann das von dem Architekten Sir Robert Smirke entworfene und uns heute bekannte klassizistische Gebäude erbaut, in dessen Nähe sich 1836 die Universität London ansiedelte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts befanden sich zudem die Nationalbibliothek sowie die Bibliothek König Georgs III. im British Museum; Bibliothek und Museum wurden erst Ende des 20. Jahrhunderts wieder voneinander getrennt. Bis zum heutigen Tage ist der klassizistische Bau des British Museum ein Beispiel dafür, wie sehr große staatliche Museen für nationalen Stolz stehen.

Mit der Ausdehnung der europäischen Kolonialinteressen wurden die großen staatlichen Museen zum kulturellen Symbol von politischer, militärischer und technischer Vorherrschaft, die sich ebenso auf Reiche und Kulturen der Vergangenheit wie auf Kolonien und ihre Bewohner in der Gegenwart ausdehnte. Die Kolonialmächte fühlten sich demnach befugt, Kulturschätze aller Epochen, einschließlich großer Skulpturen und bedeutender Baudenkmäler, allorts abzutragen und in ihren Hauptstädten auszustellen. Das spiegelte sich in dem raschen Erwerb von herausragenden Kulturschätzen aus dem alten Griechenland und Rom sowie dem alten Ägypten, Assyrien, Persien, Indien und vielen anderen Orten. Dieser Sammeldrang, im 18. Jahrhundert häufig noch Teil der „Kavalierreise“, wurde im 19. Jahrhundert zur offiziellen Politik. Diese stellte zugleich auch Europas Überlegenheit auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften zur Schau. In der Tat wäre der Transport von großen Skulpturen und bedeutenden Baudenkmälern ohne den technischen Fortschritt des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts gar nicht möglich gewesen. Parallel zu diesem Fortschritt entwickelte sich die Idee des Ethnographischen Museums weiter, wobei dessen Sammlungen koloniale Macht zugleich verkörperten als auch weiter ausdehnten. Nicht zu vergessen sei zudem, dass im Rahmen kolonialer Eroberungen immer wieder Kulturschätze als Kriegsbeute verschleppt wurden. Am Ende des 19. Jahrhunderts verfügte das British Museum, um nur ein Beispiel zu nennen, über bemerkenswerte Sammlungen bedeutender Bronzeskulpturen aus Westafrika sowie unschätzbaren Kunstwerke aus Äthiopien und China.

Wenn sich der Wandel von privater Sammlung zum öffentlichen Museum im Fall von Großbritannien vielleicht am deutlichsten darstellt, so war das eine Entwicklung, die sich auch in anderen Ländern Europas vollzog. Auch hier setzte sich sukzessive die Idee durch, königliche und wissenschaftliche Wunderkammern in der Form von staatlichen, städtischen oder universitären Museen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine holländische Privatsammlung, die schon früh in ein öffentliches Museum umgestaltet wurde, ist die des Haarlemer Bankiers und Tuchhändlers Pieter Teyler van der Hulst. Als Nachfahre schottischer Großhändler und von den Ideen der schottischen Aufklärung geprägt, entschloss er sich noch zu seinen Lebzeiten, seine Sammlung für die Öffentlichkeit zu öffnen. Nachdem die Sammlung zunächst in seinem Privathaus gezeigt worden war, wurde sie im Jahr 1784 in einen Museumsbau transferiert. Dieser – Teylers Museum – war mit Mitteln aus dem Vermächtnis Teylers errichtet worden und gilt heute als das älteste Museum der Niederlande. Eine andere Privatsammlung, die schon früh der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, ist die des deutschen Arztes Philipp Franz von Siebold. Ursprünglich aus Würzburg stammend, folgte er im Jahre 1822 einem Ruf nach Den Haag und trat als Militärarzt in die niederländisch-indische Armee ein. In ihrem Auftrag verbrachte er viele Jahre in Japan, wo er an der niederländischen Handelsvertretung in Nagasaki tätig war und japanische Ärzte in westlicher Medizin unterwies. Daneben baute Siebold eine bedeutende Sammlung an botanischen, zoologischen und ethnographischen Materialien auf, die er aufgrund verschiedener politischer Unruhen später nach Leiden verbrachte. In Leiden zeigte er seine Sammlung in seinem Privathaus, ermutigte andere Sammler, sie zu erweitern, und schuf das so genannte

Museum Japonicum. Dieses wurde im Jahre 1837 vom niederländischen Staat gekauft und gab den Anstoß, das heute als Museum Volkenkunde bekannte Ethnographische Museum zu gründen. Während eines zweiten Japanaufenthalts legte Siebold eine weitere Sammlung an; sie wurde im Jahre 1874 von der bayerischen Regierung für die damalige der Öffentlichkeit zugängliche Königliche Ethnographische Sammlung, das heutige Staatliche Museum für Völkerkunde in München, gekauft. Auf diese Art und Weise wandelten sich private zu öffentlichen Sammlungen und trugen sowohl zu städtischem als auch nationalem Stolz bei. Die Vielfalt von Siebolds Sammlungen zeigt zudem, wie im 19. Jahrhundert gesammelt wurde und dass es zu diesem Zeitpunkt unmöglich war, botanische, zoologische und andere naturhistorische Sammlungen von ethnographischen Sammlungen zu trennen. Sie alle standen repräsentativ für die exotisch-unbekannte Welt: Sie alle spiegelten den europäischen Drang wider, die Welt in all ihrer Vielfalt, einschließlich der ihrer Menschen, zu verstehen.

Die großen Berliner Museen gehen auf die Kunst- und Kuriositätenkammer der Kurfürsten von Brandenburg zurück. Aus dieser im 17. Jahrhundert zusammengetragenen Sammlung ging später die Königlich-Preussische Kunstkammer hervor, die 1829 neben anderen Schätzen auch eine umfangreiche Sammlung von ethnographischen Materialien beinhaltete. Sie wurde im Jahre 1873 aus der nunmehr kaiserlichen Sammlung herausgelöst und in das Ethnologische Museum eingebracht, welches 1886 einen Prachtbau in Berlin-Mitte erhielt und in Königliches Museum für Völkerkunde umbenannt wurde. Dieses Museum – seit 2000 wieder unter dem Namen Ethnologisches Museum bekannt und in wiedervereinigter Form in Berlin-Dahlem beheimatet – entwickelte sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu einer der namhaftesten ethnographischen Sammlungen der Welt, die Ende des 20. Jahrhunderts nicht weniger als 500 000 Objekte zählte. Die Qualität und der Umfang der Sammlung sind darauf zurückzuführen, dass während der deutschen Kolonialzeit zahlreiche Expeditionen in die afrikanischen und pazifischen Kolonien geschickt wurden, um ethnographisches Material zu beschaffen. Es besteht wenig Zweifel, dass diese Unternehmen eng mit dem nach der deutschen Reichsgründung empfundenen Nationalstolz und dem Ausleben der neuen Rolle als Kolonialmacht in Verbindung standen. Gleichermassen verhielt es sich mit dem Museo Nazionale Preistorico Etnografico Luigi Pigorini in Rom, das 1876 kurz nach der italienischen Einigung gegründet wurde. Was die älteren Kolonialmächte angeht, wurde das portugiesische Museu Etnográfico im Jahre 1875 von der Sociedade de Geografia de Lisboa gegründet; wie so viele geographische Gesellschaften engagierte auch sie sich für das Sammeln und Ausstellen ethnographischer Materialien in Europa. 1892 wurde die Sammlung der Gesellschaft einer sachkundigen Administration unterstellt, im Jahre 1907 in ihr heutiges Museumsgebäude überführt. Im Gegensatz dazu wurde das Museo de América in Madrid erst sehr viel später, 1941, gegründet. Das vergleichsweise späte Gründungsdatum täuscht jedoch, da ein großer Teil der Museumssammlung älteren Sammlungen, wie zum Beispiel der Schatz- und Waffenkammer des spanischen Königshauses, entstammte. Einige Wissenschaftler haben das Engagement europäischer und amerikanischer Sammler in Afrika, dem kanadischen Westen, in Südamerika und im Pazifik als einen kulturellen „Wettbewerb“ um die Welt interpretiert, der sich noch weit ins 20. Jahrhundert fortsetzen sollte.

Ein anderer Impuls, Museen zu gründen, waren die internationalen Ausstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Als herausragendes Beispiel sei hier die Weltausstellung in London im Jahr 1851 genannt, aus deren Gewinn das Victoria & Albert Museum finanziert und errichtet wurde. Das Museum, das im Interesse von ästhetischer Qualität einen Dialog zwischen Kunsthandwerk und Industriedesign schaffen sollte, ermöglichte zugleich, ethnographische Schätze, die für die Weltausstellung nach London gebracht worden waren, in Großbritannien zu halten. Der Weltausstellung wurde so ein dauerhaftes Denkmal gesetzt.

Um die Sammlung des neuen Museums noch weiter aufzuwerten, wurden in Asien, insbesondere Indien, dessen Kunsthandwerk in Großbritannien hoch geschätzt wurde, umfangreiche Ankäufe getätigt. Auf wenig Interesse hingegen stieß das Kunsthandwerk aus Afrika; hier wurde praktisch nichts erworben. Der Grundgedanke war, britischen Industriellen, beziehungsweise deren Formgestaltern und Musterentwerfern, Zugang zu dem besten Design zu geben. Diese Idee scheint in der Praxis jedoch wenig Widerhall gefunden zu haben. Ein anderes Museum, das auf eine große Ausstellung zurückgeht, ist das Kelvingrove Museum in Glasgow, das aus dem Gewinn aus der internationalen Ausstellung von 1888 finanziert und errichtet wurde. Es entwickelte sich zu einem der größten städtischen Museen Europas und unterstreicht, wie europäische Städte architektonisch dominante, im Stadtbild markant platzierte Museen als Symbol städtischen Stolzes und Orte der Bildung und des Vergnügens verstehen.

Am eindringlichsten stellt sich jedoch die Beziehung zwischen Ausstellung und Museum im Fall von Belgien dar. Dort ging das heute als Musée Royale de l'Afrique Centrale bekannte Musée du Congo im Jahre 1898 direkt aus dem Palais des Colonies hervor, in dem während der internationalen Ausstellung in Brüssel im Jahre 1897 ethnographische Schätze ausgestellt worden waren. Neben einzigartigen Holzsulpturen aus Zentralafrika und anderen Objekten aus den ehemals belgischen Kolonien bewahrt das Musée Royale de l'Afrique Centrale auch ein wichtiges Archiv mit Aufzeichnungen zur kolonialen Vergangenheit Belgiens auf. So sehr das Museum durch seine Architektur und Sammlung besticht, ist es dennoch eine Institution, die bis heute deutlich Schwierigkeiten hat, sich von ihrer kolonialen Vergangenheit zu lösen.

Das Musée de la France d'Outre-Mer ist ein weiteres Museum, das aus einer Ausstellung, der Pariser Kolonialausstellung im Jahre 1931, hervorging. Im Jahre 1960 wurde das Museum in Musée des Arts Africains et Océaniens, 1990 in Musée National des Arts d'Afrique et d'Océanie umbenannt. Die Sammlung ist heute in dem 2006 eröffneten Musée du quai Branly zu sehen. Diesen ethnographischen Museen gingen jedoch frühere Museen mit ethnographischem Profil voraus. Hierzu zählen das im Jahre 1878 gegründete Musée d'Ethnographie de Trocadéro und das im Jahre 1905 aus dem Musée d'Artillerie und dem Musée Historique de l'Armée entstandene Musée de l'Armée, in dem regelmäßig Abbilder nicht-europäischer Menschen sowie nicht-europäische Waffen ausgestellt wurden. Wie in den anderen Ländern Europas wurde so auch in Frankreich das Bild des „Anderen“ während der Kolonialzeit geprägt. Doch auch ohne koloniale Interessen entstand das eine oder andere ethnographische Museum, wie etwa das 1901 von dem Schweizer Anthropologen Eugène Pittard ins Leben gerufenen Musée d'Ethnographie de Genève.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Museum in Europa und Nordamerika zu einer der wichtigsten städtischen und nationalen Institutionen, ein Prestigeobjekt, das keinem bereits etablierten oder aufstrebenden Nationalstaat fehlen durfte. In der Tat wurden das Sammeln und Ordnen der natürlichen und künstlerischen Schätze der Welt schon bald als ein die Moderne definierender Aspekt verstanden. Anders ausgedrückt, sollte jeder moderne Staat in der Lage sein, seinen Bürgern die Welt und deren Völker in einem großen Museum nahe zu bringen; dass dies mit einer bestimmten Vision der Welt einher ging, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Ab Ende des 19. Jahrhunderts hatte das Museum folglich mehrere Funktionen zu erfüllen: Zum ersten sollte es internationale Stärke dokumentieren; zum zweiten sollte es seine Sammlungen wissenschaftlich erfassen; zum dritten sollte es seinen Besuchern, aber insbesondere Schülern und Studenten, Wissen vermitteln; und zum vierten sollte es eine Art „rationale Erholung“ bieten, die von einigen Wissenschaftlern aber inzwischen als eine Form der sozialen Kontrolle scharf kritisiert worden ist.

Die Gründung von Museen außerhalb von Europa wurde als Ausdruck der Verbreitung moderner Kultur verstanden. Hiermit verband man die Möglichkeit, sowohl die Vergan-

genheit als auch die Gegenwart anderer Kulturen in einem nach modernen Kriterien eingerichteten Museum erforschen zu können. Interessanterweise wurden die meisten neuen Museumsbauten damals jedoch nicht in einem modernen, sondern im klassischen oder gotischen Baustil errichtet. Wie es für die Moderne so typisch ist, hatte hier die Vergangenheit der Gegenwart zu dienen. Eines der ersten Museen, das im europäischen Stil in einer Kolonie erbaut wurde, ist das 1814 von Briten gegründete Indian Museum in Kalkutta, das wiederum auf die im Jahre 1784 in Kalkutta – der damaligen Hauptstadt Indiens – gegründete Asiatic Society zurückgeht.

Die Smithsonian Institution in Washington wurde 1846 gegründet und zählt heute zu einer der größten Museums- und Forschungsinstitutionen weltweit. Das American Museum of Natural History wurde im Jahre 1869 in New York gegründet und eröffnete zwei Jahre später in einem eindrucksvollen Bau nahe des Central Park. Ein weiteres Museum, das aus einer internationalen Ausstellung hervorging, ist das Field Museum in Chicago. Es geht auf die Weltausstellung zurück, die zum 400. Jahrestag der Entdeckung Amerikas 1893 in Chicago stattfand. Ein Großteil der Exponate wurde anschließend in dem Christoph Columbus gewidmeten Columbian Museum of Chicago ausgestellt, welches wiederum im Jahre 1905 als Dank an den Warenhausbesitzer und Kunstmäzen Marshall Field in Field Museum umbenannt wurde. Fortan zeigte es vor allem archäologische Funde, verschiedene Kunstwerke sowie historische und naturwissenschaftliche Exponate. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren Museen sowohl in Australien, Indien, Kanada, Neuseeland, Südafrika als auch in Lateinamerika und Südostasien gegründet worden.

Diese Flut an Museumsgründungen, aus der zwischen der Mitte des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts Hunderte von Einrichtungen hervorgingen, kann als ein Ausdruck der Verbreitung europäischer Werte, ja der Globalisierung interpretiert werden. Sichtbar wurde das vor allem dadurch, dass sie von dem Aufblühen einer bürgerlichen Gesellschaft abhängig waren. Im Gegensatz zur Vergangenheit, in der es Könige, Aristokraten, kirchliche und universitäre Institutionen gewesen waren, die Museen gegründet hatten, waren es im späten 19. Jahrhundert Bürgerliche, die mit der Gründung von Museen das Ansehen ihrer Städte oder gar Länder steigern wollten. In einigen Fällen bedeutete dies, dass Personen, die Unsterblichkeit erlangen wollten, große Geldbeträge oder wertvolle Sammlungen stifteten. Während die Institutionen zunächst ihre Stifter in den Vordergrund stellten, dauerte es nicht lange, bis sie selber eine entscheidende Rolle in der nationalen Identitätsbildung einnahmen. Als Basis dienten hierbei oftmals ethnographische Sammlungen, die es den (weißen) Europäern ermöglichten, sich gegenüber „primitiven“ oder zumindest „anderen“ Menschen, die noch am Anfang der Evolution und vor allem der „Zivilisation“ standen, zu definieren. Später jedoch wuchs das Verständnis, dass die Identität großer Teile Afrikas, Nord- und Südamerikas, Asiens und Australiens auf der Kultur seiner Ureinwohner beruhte, Menschen, die bei Ankunft der Europäer unterdrückt worden waren. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis nahm daraufhin die Bedeutung von Archäologie, Anthropologie, lokalen Kunstformen, Geologie, Paläontologie, Botanik und Zoologie hinsichtlich der Identitätsbildung deutlich zu.

Das Museum veränderte sich Ende des 19. Jahrhunderts aber auch noch in anderer Hinsicht. Wie bereits erläutert, war es in der Frühen Neuzeit eine der Hauptaufgaben des Museums gewesen, „die Welt“ zu sammeln und wissenschaftlich zu erfassen. Als es offensichtlich wurde, dass dies, gerade für kleinere Institutionen, ein schlichtweg unmögliches Unterfangen war, begannen viele Museen, sich auf ihre Region zu spezialisieren. Nachdem die Evolutionstheorie von Charles Darwin die wissenschaftliche Welt erobert hatte, fingen zahlreiche Museen zudem an, ihre Sammlungen entlang evolutionstheoretischer Ideen auszustellen. Eine andere Entwicklung Ende des 19. Jahrhunderts war, dass Museen sich immer

weiter spezialisierten. Dieses zeigte sich insbesondere daran, wie deren Mitarbeiter eingesetzt wurden. Während die ersten Museen meist von Universalgelehrten – wie etwa Ärzten, die sich aufgrund ihres Berufes für Botanik, aber vielfach auch Archäologie, Anthropologie, Geologie und Zoologie interessierten – gegründet und geleitet wurden, war es im späten 19. Jahrhundert nicht mehr möglich, für Museumsmitarbeiter derart viele Wissensbereiche abzudecken. Je größer die jeweiligen Institutionen wurden, in umso mehr Spezialgebiete wurden sie gegliedert, die wiederum von immer weiter spezialisierten Kustoden betreut wurden. Dieser Grad der Spezialisierung spiegelte den immer höheren Grad der fachlichen Differenzierung an den Universitäten und in der Zivilgesellschaft wider. Die hoch qualifizierten Kustoden wiederum verwandelten die Museen in Forschungsinstitutionen. Während sich die Forschung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert jedoch noch weitgehend auf das Sammeln und Katalogisieren konzentriert hatte, verlagerte sie sich in den 1920er Jahren immer weiter zu Bibliotheken und Laboratorien, in anderen Worten in die Universitäten. Hatten Museen die Forschung einst dominiert, so rückten sie – weniger was Archäologie und Anthropologie angeht, aber sicher was die Geowissenschaften, Chemie und Physik angeht – langsam, aber sicher in den Schatten der universitären Forschung.

Im 20. Jahrhundert hat sich das Museum zudem immer mehr mit seinem eigenen Image befasst. Mit der Zeit hat es sich so zu einem Ort des informellen Lernens und kultivierten Vergnügens gewandelt, was sicher auch darauf zurückzuführen ist, dass Museen heute meist nationale, regionale oder städtische Mittel beziehen oder diese von der Öffentlichkeit einwerben müssen. Vor diesem Hintergrund verwundert es auch nicht, dass es eher die nationale und nicht die globale Identitätsbildung ist, die bei diesen Institutionen im Vordergrund steht. Im postkolonialen Zeitalter haben sich die meisten Museen, wie man es bereits am Namen so vieler dieser „nationalen“ Institutionen ablesen kann, folglich eher mit sich selbst als mit dem „Anderen“ beschäftigt.

Trotzdem fiel es vielen Museen lange schwer, sich aus dem kolonialen Kontext zu lösen. In den letzten Jahren aber konnte mit der Rückgabe von geraubten Kulturgütern, Objekten ritueller und spiritueller Bedeutung und insbesondere menschlicher Überreste ein gewisser Fortschritt erreicht werden. Derartige Gesten sind für ehemalige Kolonien, aber auch Griechenland, das im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert umfangreiche Kulturgüterverluste hinnehmen musste, von großer Bedeutung. In der Hoffnung, Friesplatten vom Parthenon aus London und Berlin zurückzuerhalten, hat man in Athen sogar vorab ein neues Museum gebaut. Trotz dieser über nationale Grenzen hinausreichenden Spannungen bleiben Museen eines der ausdrucksstärksten Symbole von nationalem und städtischem Stolz, sowohl in als auch außerhalb von Europa.

Übersetzung: Uta Protz

Literaturhinweise

Tim BARRINGER/Tom FLYNN (Hrsg.), *Colonialism and the Object. Empire, Material Culture and the Museum*. London 1998.

Annie E. COOMBES, *Reinventing Africa. Museums, Material Culture and Popular Imagination*. New Haven 1994.

Kate HILL, *Culture and Class in English Public Museums, 1850–1914*. Aldershot 2005.

Eilean HOOPER-GREENHILL, *Museums and the Shaping of Knowledge*. London/New York 1992.

Kenneth HUDSON, *Museums of Influence*. Cambridge 1987.

John M. MACKENZIE, *Museums and Empire. Natural History, Human Cultures and Colonial Identities*. Manchester 2009.

Carla YANNI, *Nature's Museum. Victorian Science and the Architecture of Display*. New York 2005.